



# Graue Herzen



Kristofer Hellmann

Skypewitz



Copyright © 2025 by Kristofer Hellmann  
veröffentlicht im Skrypteum-Verlag

Umschlaggestaltung: Kristofer Hellmann  
unter der Verwendung eines Motivs von

© Ria Brillowski

Karten: Kristofer Hellmann

Satz: Kristofer Hellmann

Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-949645-06-8





GRACIE  
HERZEN

DIE STURMTÄNZER~SAGA  
BAND 1

Eigentlich lag Erissa falsch.

In ihren Augen stand das Meer immer für den Wandel: Es veränderte sich ständig, niemals blieb es stehen, niemals war es an einem Tag genauso wie am vorigen. Die Wellen waren immer in Bewegung, ob nun im Sturm oder wie heute im gemächlichen, ruhigen Branden ans Ufer. Und auch das Meer selbst veränderte ständig seine Umgebung. Es zehrte an der Küste, leckte die Kaimauern im Hafen glatt, nagte am Holz der Stege. Niemals ruhte es, nicht einmal jetzt, nahe der Mitternacht.

Aber während Erissa dem monotonen Rauschen der Wellen lauschte und ihrem Klatschen an die Steine, während sie das Glitzern betrachtete, das sich weit bis zum Horizont erstreckte, kam ihr ein anderer Gedanke:

War das Meer nicht eigentlich ewig und unveränderlich? Schon immer schlugen die Wellen hier ans Ufer, schon immer wogten die Fluten hin und her. Sicher, Erissa hat schon windstille Wochen erlebt und Sturmfluten, die die Hafenanlagen hinweggerissen hatten wie Spielzeughäuser. Aber das Meer war immer das gleiche. Und selbst an den Tagen nach den gewaltigsten Überschwemmungen konnte es schon wieder ruhig und gleichgültig daliegen, als wäre nichts geschehen. Ja, in Wahrheit stand das Meer gar nicht für den Wandel, sondern für Beständigkeit. Etwas, bei dem man sicher sein konnte, das es immer gleich blieb. Schon immer war Nyss vom Meer umgeben gewesen, und so würde es auch immer sein. Dieser Gedanke gefiel Erissa.

Sie blickte den Strand entlang, der sich als breiter Streifen aus Kies und rauem Sand bis ins Meer streckte. In etwa zwei Meilen Entfernung ragte die Stadtmauer Ler-Aras' auf, gewaltig hoch und im Licht des abnehmenden Mondes schimmernd weiß. Dahinter waren vage die Lichter der Stadt zu erkennen, wo Fackeln und Öllaternen die Straßen beleuchteten. Auch die Mauer erstreckte sich bis zum Meer. An ihr vorbei konnte Erissa die Ausläufer der Hafenanlagen erahnen, wo steinerne und hölzerne Stege wie Finger auf das Wasser hinausgriffen. Schiffe schwankten gemächlich in der Nacht.

Eine Bewegung am Strand erregte Erissas Aufmerksamkeit. Ihr Herz machte einen Sprung, aber dann erkannte sie goldenes Haar, das im Mondlicht glitzerte. Ein kleines Mädchen, bestimmt keine zehn Sommer alt, wanderte dort am Strand entlang. Immer wieder bückte es sich und hob etwas vom Boden auf.

Ein Straßenkind, erkannte Erissa. Wenn sie noch zu klein waren, um

sich ihre Mahlzeiten zu erarbeiten, hatten sie eigentlich nur die Möglichkeit, etwas zu verkaufen. Einige stahlen, wie Eriisa wusste. Viele Mädchen verkauften Blumen an den Straßenecken, an Frauen, die sich an dem Duft oder den Farben erfreuten, oder an Männer, die sie den Frauen zum Geschenk machten. Jetzt, wo der Herbst allmählich in den Winter überging, gab es jedoch keine Blumen mehr. Also streiften die Blumenmädchen am Strand entlang, wo die Herbststürme Muscheln an Land spülten. Auch die waren gefragt, ob nun als Schmuck für die einfache Bevölkerung oder einfach als hübsche Dekoration. Manche Handwerker verzierten ihre Werke mit Einlagen aus bunten oder weißen Muschelschalen.

Viel Geld war damit natürlich nicht zu machen. Was waren einige Feldblumen oder Muschelschalen schon wert? Eriisa fragte sich, ob dieses Mädchen dort wohl eines von jenen war, die man mit einem ganz besonderen Unterton als ›Blumenmädchen‹ bezeichnete. Kinder, die die Körbe voller Blüten nur zur Tarnung trugen und das wirkliche Geld in dunklen Seitengassen verdienten.

Eriisa verscheuchte diese finsternen Gedanken mit einem Kopfschütteln. Ihr Haar, golden wie das des Mädchens, aber kürzer, bewegte sich und ließ den kalten Wind in ihren Hals beißen. Sie schüttelte sich und zog den Mantel fester um ihre Schultern. Über ihr knarrte Holz. Sie stand im Schatten der Bake, einer turmhohen Holzkonstruktion, die einlaufende Schiffe vor den Untiefen rund um den Hafen Ler-Aras' warnte. Die Bake stand auf einem steinernen Fundament und große gesplitterte Steinbrocken aus dem Landesinneren brachen die Wellen, damit sie nicht diese kaum nennenswerte Anhöhe heraufkamen. Aber die salzige Gischt und der Wind nagten unablässig an den dunklen Holzbalken.

Sie ist sicher keins dieser Blumenmädchen, dachte Eriisa bei sich. Sonst würde sie nicht mitten in der Nacht noch Muscheln sammeln.

Ein neuerlicher Windstoß ließ sie erschauern und den Kopf zwischen die Schultern ziehen. Dabei fiel ihr Blick auf etwas, das zwei Schritte entfernt neben einem der Stützbalken der Bake im Sand lag. Neugierig hob Eriisa es auf. Es war eine Muschel, die geformt war wie ein Schneckenhaus, aber länglich und mit spitzen Auswüchsen. Sie war gewaltig und die Dornen gaben ihr ein aggressives Aussehen. Zugleich war sie sehr schön und die rötliche Farbe wirkte im Licht des Mondes rosa. Die Muschel war so groß, dass Eriisa beide Hände

brauchte, um sie ganz zu umschließen. Sie sah wieder zu dem Mädchen. Für dieses Exemplar würde sie bestimmt viele Münzen bekommen. Mehr, als für ein paar winzige Herzmuscheln.

»Du trägst das Kleid.« Die Stimme erschreckte sie und ließ sie herumwirbeln, als hätte man sie bei etwas Verbotenem ertappt.

Angalos war in einen dunklen Mantel gekleidet und hatte die Kapuze über den Kopf gezogen. Er war ganz und gar unauffällig in der Nacht. Ein Wanderer, ein Spaziergänger, vielleicht ein Herumtreiber. Niemand hätte unter diesem Mantel den Erl von Ler-Aras vermutet.

Erissa sah an sich hinab. Der Wind zerrte an ihrem eigenen dunklen Mantel und entblöbte immer wieder das türkisfarbene Kleid mit den roten und goldenen Stickereien. Es leuchtete förmlich in der Nacht.

»Ja«, sagte sie. »Ja, ich trage es. Viele Gelegenheiten habe ich ja nicht dafür.« Sie trat auf ihn zu und küsste ihn, aber Angalos' Erwiderung fühlte sich distanziert und zurückhaltend an. Hatte sie ihn mit ihren Worten verletzt?

Der Erl von Ler-Aras sah sich um, aber außer ihnen beiden und dem Mädchen war niemand zu sehen. Und das Mädchen war zu weit entfernt, als dass sie sie erkennen oder belauschen könnte. Wahrscheinlich hatte sie die beiden anderen im Schatten der Bake noch nicht einmal bemerkt. Wer traf sich schon mitten in der Nacht am Strand, noch dazu zu dieser Jahreszeit?

»Also ...«, machte Erissa verlegen. »Wie geht es dir?« Die ersten Augenblicke ihrer geheimen Treffen waren immer etwas steif. Aber das machte nichts. Es gab ihr das Gefühl, als wären sie beide noch Halbwüchsige, die ihre ersten Erfahrungen sammelten.

Angalos Fulder antwortete nicht. Er schien nachdenklich. »Bedrückt dich etwas? Kann ich etwas für dich tun?« Sie wusste, bei seinen Geschäften als Fürst konnte sie ihm nicht helfen. Aber sie konnte für ihn da sein.

Angalos sah kurz zu ihr auf, seine grünen Augen blitzten im Mondlicht, als der Wind an seiner Kapuze riss. Aber schon wendete er den Blick wieder ab. Warum konnte er sie nicht ansehen?

»Wir können uns nicht mehr treffen«, sagte er tonlos.

Die Worte trafen Erissa wie ein Schlag. Sie sah, wie sich seine Lippen weiter bewegten, während sein übriger Körper steif war und sein Blick weiter auf den Boden gerichtet blieb. Aber sie hörte die Worte nicht, die er sagte. Es war, als wäre das Rauschen des Meeres ohrenbetäubend laut geworden. Dabei war es nur ihr eigenes Blut, das in



ihren Ohren rauschte. Ganz am Rande ihres Bewusstseins hörte sie, wie aus großer Tiefe heraus, wie er die Gründe anführte: »Es war ein Fehler«, murmelte er und die Worte sprudelten zu schnell aus seinem Mund heraus. »Ich bin verheiratet, wie du weißt, und du ... Wir sind aus verschiedenen Welten. Ich muss an das Volk denken und an das Reich. Die ... Du verdienst einen Mann, der zu dir stehen kann. Ich ...« Er zuckte mit den Schultern, als hätte er vergessen, was er noch sagen wollte. Vielleicht war es so.

»Ich schicke dir natürlich weiterhin Geld!«, beeilte er sich zu sagen. »Ihr sollt weiterhin versorgt sein, keine Sorge.« Es folgten noch einige weitere Versprechen, aber das Rauschen in Erissas Ohren gewann wieder die Oberhand. Wieder zuckte Angalos mit den Schultern. Dann trat er einen Schritt vor, als wollte er sie umarmen, hielt dann aber inne. Er hob eine Hand, berührte sie jedoch nicht.

»Ich werde unsere gemeinsame Zeit niemals vergessen und die Erinnerung immer in Ehren halten.« Es klang wie eine dieser Förmlichkeiten, die er auch den Abgesandten der anderen Erls machte. Er sah sie unsicher an, aber Erissa nahm es gar nicht wahr.

»Nun ... Also ... Ich muss dann ...« Er wandte sich halb zum Gehen, zögerte dann aber erneut.

»Ja«, hörte Erissa sich sagen, viel zu laut und mit viel zu hoher Stimme. »Nein. Ja. Natürlich, du hast Pflichten, und ... Du musst ...«

»Ich bin froh, dass du das verstehst. Oh, und ... Mein Beileid wegen deiner Mutter.« Mit diesen Worten drehte er sich endgültig um und verschwand mit schnellen, steifen Schritten in der Nacht. Erissa sah ihm nach wie einem verblassenden Traum. Es fühlte sich an, als weinte sie, aber ihre Wangen waren trocken. Sie stand unbewegt da wie die Bake über ihr. Unbewegt und allein.

Es konnte eine Ewigkeit oder nur eine Minute vergangen sein, da fand Erissa sich auf dem Weg zurück zum Stadttor wieder. Sie konnte sich nicht daran erinnern, losgegangen zu sein. Das Mädchen war vom Strand verschwunden; sie war allein.

Sie bemerkte nicht, wie sie durch das östliche Stadttor ging, das für die Nacht eigentlich zugesperrt war. Sie erinnerte sich nicht, welchen Weg sie durch die dunklen Straßen und Gassen bis zu dem kleinen Haus nahm, das halb die Ufersteigung hinauf lag. Sie entriegelte die Tür, ohne sich dessen bewusst zu sein. Erst als sie sie hinter sich wieder schloss, nahm ihr Verstand eine Veränderung wahr. Sie sah an sich hinab, auf das türkisfarbene Kleid, das sich elegant an ihren Körper

schmiegte. Zu elegant für eine Frau aus einfachem Stand. Es brauchte eine Weile, bis Erissa begriff, was anders war. Sie hatte den Mantel verloren. Sicher hatte der Wind ihn weggerissen.

»Du bist wieder da!«, riss eine kindliche, hohe Stimme sie aus ihrer Trance. Ein Junge von sechs Jahren rannte durch die dunkle Wohnung auf sie zu. »Wo warst du, Mama? Warst du bei Onkel Kaller?«

»Nein.« Noch immer war es, als spräche jemand anderes durch Erissas Mund. »Ich habe ... Ich habe einen Spaziergang gemacht.«

»Wo bist du lang gegangen?«, fragte der Kleine neugierig. »Warst du am Strand?«

Ein Schreck überkam sie, sie fühlte sich ertappt. Sie vergaß sogar, ihren Sohn dafür zu tadeln, dass er zu dieser Stunde noch wach war. »Am Strand? Wie kommst du denn darauf?«

»Na, wegen der Muschel! Nachts schlafen doch alle Händler, oder?«

Erissa sah auf die große, stachlige Muschel. Sie hatte völlig vergessen, dass sie sie noch immer in der Hand hielt. Ihre Finger umklammerten sie so fest, dass das Weiß an den Knöcheln hervortrat.

»Die Muschel ... Ja, die ist für dich. Ein Geschenk.« Als sie sie ihrem Sohn reichte, fühlten sich ihre Finger steif und verkrampft an. Der Junge staunte und lief aufgeregt durch das dunkle Zimmer. Er hielt sich die Muschel ans Ohr. »Es rauscht ganz laut!«, verkündete er.

»Ja. Ja, es rauscht ganz laut.« Noch immer konnte Erissa ihren Sohn nicht ansehen. Sie konnte es einfach nicht, nicht jetzt. Denn er hatte die grünen Augen seines Vaters.

# ERSTES BUCH

## FELIERGEBOREN



## 16. Hifnëier 2Ä2003

Als Adogen den kleinen Platz zwischen den niedrigen Häusern erreichte, hatte das Feuer den Schnee längst schmelzen lassen. Die Hitze biss ihm nach der Winterkälte ins Gesicht, der Schweiß, der sich in seinem Nacken und auf seiner Stirn gebildet hatte, machte es nicht besser. Er atmete noch immer schwer; es war ein langer Lauf gewesen. Nur zwei hektische Herzschläge später kamen Narem und Kene neben ihm zum Stehen.

»Scheiße«, hauchte Kene. »Scheiße.«

Adogen schluckte gegen das Kratzen in seinem Hals an und betrachtete noch immer das lichterloh brennende Gebäude. Mehr und mehr Menschen kamen zusammen. Niemand unternahm einen Löschversuch. Wieso auch, es hatte ohnehin keinen Sinn mehr. Die Hütte – wie so viele hier unten am Hafen nur aus schieferm Holz errichtet, das von Wind und Wetter morsch und modrig geworden war – war vollständig in Feuer gehüllt. Die Umrisse des Gebäudes waren nur noch dunkle Schatten in den Flammen. Jemand keuchte, als eine Feuerwand empor schoss und eine weitere Hitzewelle über den Platz jagte. Trotz der späten Stunde waren sogar einige Kinder unter den Schaulustigen. Mit offenen Mündern bestaunten sie das Spektakel. So hatte auch Adogen in ihrem Alter die Feuer bestaunt.

Laute Befehle ertönten, als die Wachen am Ort des Geschehens eintrafen. Sie riefen die Leute zur Vorsicht, alle sollten zurückgehen, am besten ganz verschwinden. Niemand hörte auf sie und die Wachen wussten, dass sie keinen Erfolg haben würden. Die Männer und Frauen in den hellblauen Wappenröcken mit dem silbernen Hirsch kamen zusammen und berieten sich. Viel konnten sie nicht tun. Die Flammen griffen auf eines der Nebengebäude über.

Irgendwann kamen die Brandwächter dazu und bestätigten, was jeder hier längst wusste: Man konnte nur noch versuchen, das Feuer am Ausbreiten zu hindern. Das sollte aber nicht allzu schwierig sein. Zwar standen die Gebäude hier unten dicht beieinander, aber die angrenzenden Holzhütten waren schnell abgerissen, sodass die Flammen nicht weiter überspringen konnten. Schon rief man nach Äxten und schweren Hämmern.

Adogen, Kene und Narem starrten noch immer das Gebäude an, in dem das Feuer ausgebrochen war.

»Sie wird toben vor Wut«, stellte er fest und wandte sich an seine Freunde. »Sie ist nicht mehr da drin, oder?« Nesyna hatte ein Dutzend oder mehr Verstecke in der ganzen Stadt. Leerstehende Gebäude, totgelegte Eingänge zur Kanalisation, ... Wenn man in den Straßen Ler-Aras' aufwuchs, legte man sich überall sichere Orte für die Nacht an. Sichere Orte, aber keine an die man sein Herz hängte. Es waren Unterschlupfe, nichts weiter. Und vor allem hier, in den Armenvierteln der Stadt, kam es immer wieder zu Bränden.

Dennoch wunderte es Adogen, dass Nesyna nicht längst ebenfalls hier war. Vielleicht schlief sie gerade irgendwo ihren Rausch aus.

»Oh nein!«, hörte er eine bekannte Stimme durch das Fauchen der Flammen ausrufen. »Scheiße, was haben die getan?!«

Adogen sah sich in der Menge um und entdeckte schließlich Shylor, der ratlos hinter einer Gruppe Kinder stand, in deren Augen die Flammen glitzerten. Er hatte die Hände in sein blondes Haar vergraben und war völlig außer sich. Adogen kämpfte sich zu ihm durch und fasste ihn an der Schulter.

»Was ist los?« Als der andere nicht reagierte, schüttelte er ihn. »Shylor, rede mit mir! Was ist los?«

»Was?« Shylor blinzelte. »Wie? Äh, nichts. Gar nichts ist los.« Aber sein Blick wanderte immer wieder zu dem lodernden Gebäude.

»Verarsch mich nicht. Was hast du? Was hat wer getan? Sprich!«

»Nein, alles gut. Es ist nur ... Weil es halt eines ihrer Verstecke ist und ... Unsere Beute ist doch da drin.«

Jetzt packte Adogen ihn mit beiden Händen. »Und deshalb bist du so von der Rolle? Du bist doch der letzte, der das Zeug oder das Geld braucht! Verkauf mich nicht für dumm, Shylor! Was genau weißt du über diesen Scheiß?« Es traf ihn wie ein Schlag und er machte einen Schritt zurück. »Dieses Feuer ist kein Unfall, oder?«, fragte er düster.

Shylor wand sich. »Könnte schon sein, dass ich Kallerat das Versteck verraten habe.«

Einen Augenblick lang war die Welt vollkommen still. Dann drang wieder das Knistern und Fauchen der Flammen an Adogens Ohr. Nur einen Herzschlag später sprang er Shylor an die Kehle. »*Du hast was?! Du bist wohl völlig wahnsinnig geworden!*«

»Ich dachte, sie nehmen nur ein paar Beutel mit! Was sie eben so tragen können.«

#### 04. Ianello 2Ä1996

»Scheiß auf die Beute! Das ist eins von Nesynas Verstecken! Ihr sicherer Rückzugsort! Und du verrätst ihn an dieses Monster! Wieso hast du das getan?!«

»Weil sie mich sonst aufgeschlitzt hätten!«, brüllte Shylor zurück. »Wie einen Getreidesack! Sieh mich nicht so an, das ist doch alles nur Narems Schuld! Wäre er nicht durchgedreht ...«

»Lass Narem da raus! Das hast *du* verbockt! Du allein!«

»Woher sollte ich denn wissen, dass die gleich alles abfackeln?«

»Indem du vielleicht ein Mal zu Ende denkst, mit wem du es zu tun hast. *Nur ein Mal!*« Er verpasste Shylor einen Faustschlag, der diesen geradewegs zu Boden beförderte. Adogen stürzte mit ihm und setzte nach. Panisch und wenig erfolgreich versuchte Shylor sich zu verteidigen, während Adogens Fäuste auf ihn niederhagelten. Dann riss ihn jemand von dem anderen herunter. Es war Kene, der fast einen Kopf größer war als er.

»Adogen ...«

»Nein, lass mich los!« Er befreite seinen Arm und starrte rasend vor Zorn und heftig atmend auf Shylor hinab. »Bestehle niemanden, der arm ist. Verrate keine anderen Waisen. Töte nicht. Verlasse niemals die Stadt.« Vier Regeln, Shylor. Mehr Gesetze haben wir nicht. Nur diese vier! Ist das noch zu viel für dich? *Verrate keine anderen Waisen.* Und was tust du, du mieser ...?!« Er wollte sich wieder auf ihn stürzen, aber Kene hielt ihn zurück.

»Ado«, drang sein Freund zu ihm durch. Narem starrte noch immer völlig apathisch auf die Flammen. »Ado, beruhige dich! Wir haben ein viel größeres Problem ...«

#### 04. Ianello 2Ä1996

##### Sieben Jahre zuvor

»Ihr habt ein größeres Problem«, verkündete der Junge und stemmte die Hände in die Hüften. »Mich.« Krara sah jeden von ihnen an und Adogen war sich sicher, dass er dabei die Muskeln an seinen Armen anspannte, die aus den viel zu kurzen Ärmeln seines schmutzigen Hemdes ragten.

»Was willst du von uns?«, blaffte Kene ihn mutig an. »Musst du nicht arbeiten oder so was?«

Krara atmete schnaufend ein, um seine Wut zu zeigen. Adogen berührte seinen Freund am Arm, bevor er ihn weiter reizen konnte. Wenn Kene doch nur ein Mal seine Klappe halten könnte! Doch das war nicht gerade seine Stärke.

»Was ist los mit dir?«, wandte Kene sich stattdessen an denjenigen, der hinter Krara stand. »Kannst du deine Kämpfe nicht allein austragen?«

»Ich sagte, ich bin jetzt euer Problem, nicht Budo«, ging Krara wieder dazwischen.

»Feigling!«, zischte Narem auf Adogens anderer Seite.

»Ihr seid zu dritt gegen einen. Ist das etwas nicht feige?«

»Und Budo ist doppelt so alt wie wir.« Adogen deutete auf den Jungen hinter Krara, der mit seinen bestimmt sechzehn oder siebzehn Jahren sogar schon als Erwachsener galt. »Außerdem hat er angefangen!«

»Und ich beende es jetzt.« Krara ließ seine Finger knacken, ein ekelhaftes Geräusch, das Adogen erschauern ließ. Krara war noch einmal gute zehn Jahre älter als Budo, fast dreißig. Er hätte der Vater von Adogen, Kene und Narem sein können.

»Komm nur her!« Kene reckte das Kinn vor, aber Adogen hielt ihn davon ab, den Kampf mit dem viel größeren Jungen – Mann – zu suchen.

»Können wir das nicht anders lösen? Du willst doch jetzt hier keine Schlägerei anzetteln.« Er deutete auf die Straße um sie herum. Spaziergänger, Boten und Kuriere, die schwere Säcke trugen oder Handkarren hinter sich herzogen, drängten an ihnen vorbei. Kaum jemand schenkte ihnen überhaupt Beachtung. Der Frühling hatte Ler-Aras erreicht, wenn auch heute ein eher kalter Tag war, und irgendwie schien die ganze Stadt etwas Dringendes zu erledigen zu haben.

»Doch, eigentlich will ich das schon.« Krara ließ wieder seine Finger knacken. »Es sei denn, ihr könnt den Wegzoll bezahlen.«

»Wegzoll?« Narem kam bei dem plötzlichen Themenwechsel nicht mehr mit. Adogen verstand aber sofort. Er schenkte Budo, der sich weiterhin hinter Krara versteckte, einen langen Blick. *Das hat ein Nachspiel*, sandte er ihm die stumme Botschaft. *Krara kann dich nicht immer beschützen.*



An diesem Morgen war der Frühling nicht wirklich spürbar. Die

Nacht war kalt und feucht gewesen und die aufgehende Sonne war hinter einer schweren Wolkendecke verborgen. Gelangweilt sah Adogen aus dem schmalen, hohen Fenster, wo der Giebel des Nachbarhauses die graue Fläche zu einem großen Teil verdeckte.

*Eine schwere Wolkendecke*, wiederholte er seinen Gedanken. Er konnte sich nicht wirklich vorstellen, wie sich eine schwere Decke anfühlte. Die Decken im Waisenhaus waren dünn und löchrig und gegen Monatsende, wenn der Waschtag näher rückte, fand man darin schon einmal Wanzen und anderes Krabbeltier.

Die Reihe bewegte sich und Adogen machte einen Schritt vor. Auch in dieser Halle war es kalt, aber Adogen war es gewohnt. Er kannte kein anderes Leben als das im Waisenhaus. Kalte Steinböden, triste Wände mit schwarzen, pilzartigen Flecken, mageres Essen, ... Für ihn gab es nichts anderes. Und er wusste, dass er damit noch Glück hatte.

*Wenn man schon nichts hat*, grübelte er, *ist es immerhin besser, wenn es schon immer so war. Zumindest besser, als wenn man etwas verloren hat.*

Vor ihm in der Schlange stand Narem, der immer wieder jäh von einer Art Schüttelfrost gepackt wurde. Im Gegensatz zu Adogen und vielen anderen hier im Waisenhaus kannte er noch ein anderes Leben.

*Wie lange ist er jetzt schon hier? Zwei Jahre? Drei?*

Zeit spielte im Waisenhaus keine Rolle. Adogen kannte seinen Geburtstag nicht und wusste deshalb auch nicht, wie alt er war. Keine zehn Jahre, soweit konnte er es eingrenzen. Auch gab es hier keine Kalender und die Guten Frauen machten sich sicher nicht die Mühe, ihnen zu sagen, welches Datum sie heute hatten. Wozu auch? Hier gab es keine Termine, es gab nichts zu tun. Deshalb verschwammen die Tage irgendwann. Alles lief mehr oder weniger gleich. Dass die Zeit überhaupt verstrich, war nur an den Jahreszeiten zu erkennen und daran, wenn am Pannar, dem letzten Tag der Woche, die Geschäfte geschlossen blieben.

Während Adogen und Kene schon so lange sie denken konnten im Waisenhaus waren, war Narem erst später dazugekommen. Das war seltener der Fall, aber auch nicht ungewöhnlich. Immer wieder wurden Kinder ausgesetzt oder – wie in Narems Fall – verloren ihre Eltern und damit ihre gesamte Familie. Wobei viele, die plötzlich zu Waisen wurden, meist direkt auf der Straße landeten. Ein Kind kam gar nicht auf die Idee, ins Waisenhaus zu gehen. Die meisten von ihnen wurden hier



abgegeben. Abgegeben wie Ware auf dem Markt. Nur dass für sie niemand etwas zahlen wollte.

Wieder rückte Adogen einige Schritte vor. Narem gab ein Schnaufen von sich und bewegte die Schultern im Versuch, sich aufzuwärmen. Es war wirklich eiskalt in der Halle, die dicken Wände dieses Gebäudes erwärmten sich nur langsam. Dafür war es hier auch im Hochsommer noch kühl, wenn die ganze Stadt nach modrigem Seetang und vergammelten Muscheln roch. Aber das half den Waisenkindern nichts, denn dann durften sie nicht mehr hier sein.

»Heute ist es besonders kalt«, sagte Adogen zu niemand bestimmten. Narem warf ihm einen Blick über die Schulter zu.

»Findest du?«, fragte Kene hinter ihm. »Ich finde, es ist noch auszuhalten. Wenn man kein Waschlappen ist.«

Adogen trat ihm mit dem Hacken auf den Fuß.

»He!« Sofort packte Kene ihn am Kragen, dann folgte er Adogens unauffälliger Geste zu Narem. Er begriff spät, aber er begriff. »Äh, also gestern, meine ich. Heute ist es wirklich furchtbar.« Er schüttelte sich übertrieben und Adogen wünschte sich, er würde endlich lernen, besser zu schauspielern. Dann hätten sie auch nicht immer solch einen Hunger.

Die anderen Kinder in der Reihe sahen sie an, wandten sich dann aber wieder gelangweilt ab. Sie hatten es wohl gar nicht gemerkt. Narem aber schon. Er lächelte gezwungen als Zeichen des Dankes.

Im Waisenhaus durfte man keine Schwäche zeigen. Wer schwach war, wurde herumgeschubst, verprügelt oder um sein Essen oder seine Freundlichkeiten erleichtert. Oder Schlimmeres. Jeder von ihnen kannte die Geräusche in der Nacht.

Endlich kamen sie bei der Essensausgabe an. Wie Narem vor und Kene hinter ihm, bekam Adogen einen Kanten Brot in die Hand gelegt und ging dann weiter.

»Danke, Gute Frau«, hörte er Kene noch hinter sich ätzen. »Ist doch ein Witz«, meinte er, als sie einige Schritte entfernt standen. »Von wegen Gute Frauen.«

»Iss dein Brot.«

»Zu Befehl, Guter Adogen.«

Die Waisenhäuser in der Stadt wurden von dem Erl unterhalten, was bedeutete, dass das Geld für Essen und alles weitere vom Palast kamen. Aber viel konnte es nicht sein, wie Adogen das sah. Das Gebäude war groß und galt vielleicht sogar als prächtig – er hatte bisher nicht gerade

viele Paläste von innen gesehen – war aber alt und baufällig. Feuchtigkeit hatte schwarze Flecken an den Wänden gebildet, wenn die Fenster einst mit teurem Glas versehen gewesen waren, war davon heute nichts mehr übrig. Türen und Fensterläden schlossen nicht richtig und von irgendwo kamen die Ratten herein. Die Guten Frauen, die sich hier um die Kinder kümmerten, wurden ebenfalls vom Erl bezahlt. Aber Adogen hatte sie reden hören, es war nicht viel. Einige von ihnen arbeiteten hier, weil sie glaubten, eine gute Tat zu vollbringen. Aber je älter die Guten Frauen waren, umso mehr kam ihm ihr Name wie ein gemeiner Scherz vor. Und auch beim Essen merkte man nichts vom Einfluss des Erl. Zum Frühstück bekam jeder ein Stück trockenes und meist hartes Brot. Mehr gab es nicht.

»Gehen wir?«, fragte Adogen, als sie die wenigen Bissen heruntergeschlungen hatten. Wer sein Brot bekommen hatte, zog sich entweder in einen Winkel der Halle zurück, wo er eilig und mit misstrauischem Blick aß, ehe man ihm das karge Mahl stehlen konnte. Oder er eilte sofort davon.

»Ja, nichts wie weg«, stimmte Kene zu. Auch Narem nickte.

Niemand kontrollierte die Türen, zumindest nicht morgens. Abends standen ein oder zwei Gute Frauen hier, damit keine Streuner hereinkamen – so nannte man hier Kinder, die auf der Straße lebten. Aber wer ging, wurde nicht überwacht. Wieso auch, sie sollten ja sogar gehen. Adogen kannte den Grund nicht, aber laut der Guten Frauen war es verboten, tagsüber im Waisenhaus zu bleiben.

Nein, Adogen kannte den Grund sehr wohl. Narem hatte ihn ihnen verraten, irgendwann, als sie sich gerade angefreundet hatten:

»Wir *sollen* raus«, hatte er betont. »Wir sollen betteln. Es gibt nur das Frühstück, weil mehr nicht bezahlt werden kann. Oder soll. Sie wollen nicht, dass wir hier drinnen herumlungern und den Tag verträdeln, wenn wir auch draußen auf der Straße sein und Geld verdienen können.«

Das hatte Adogen überrascht. Damals. Er hatte immer geglaubt, den Guten Frauen einen Gefallen zu tun, wenn er tagsüber auf der Straße bettelte und so abends ein paar Achter mitbrachte. Ein Dankeschön dafür, dass sie sich überhaupt um ihn kümmerten. Heute wusste er, dass das von den Kindern erwartet wurde. Wer sich sein Essen nicht selbst beschaffte, bekam auch nichts.

Draußen, in der Seitenstraße, an der das Waisenhaus lag, empfing die drei Jungen die Kälte eines Tages, der nicht zu wissen schien, dass

Ianello war. Wieder fröstelte Narem. Adogen wusste nichts über sein Leben, bevor er hier angekommen war. Nur, dass er vorher Eltern gehabt hatte. Da Narem nie über sie sprach, vermutete er, dass sie tot waren. Die Kinder, die von ihren Eltern hier abgegeben wurden, redeten ständig davon, dass sie sie bald wieder abholen würden. Aber das geschah nie. Irgendwann veränderte sich dann die Art, wie diese Kinder über ihre ganz bestimmt bald eintreffende Erlösung sprachen. Und schließlich hörten sie ganz damit auf. Anstelle der Hoffnung, trat dann etwas anderes in ihren Blick. Etwas, das Adogen sie jedes Mal bemitleiden ließ.

Narem war glücklicherweise keines dieser Kinder. Er wusste, dass er das Waisenhaus erst dann verlassen würde, wenn man ihn mit ungefähr vierzehn Jahren rauswarf. Ungefähr, weil kaum jemand von ihnen hier seinen Geburtstag kannte.

»Also«, rief Kene aus. »Welchen Markt nehmen wir heute?«

»Es ist Falrar, oder? Nehmen wir den Wochenmarkt. Wir brauchen Vorräte.«

»Aye aye, Käpt'n.«

»Nicht so schnell!«, rief sie eine Stimme zurück. Als wären die Worte ein Kommando, wollten die drei sofort loslaufen. Aber schon hatte eine Hand Adogens Schulter gepackt und hielt ihn zurück. Kene und Narem blieben stehen, als sie merkten, dass er ihnen nicht folgte. Und nicht nur das, sie kamen sogar zurück! Dabei hätten die drei Schritte, die sie zurückgelegt hatten, ausgereicht, damit sie entkamen. Es brach ihm das Herz. Wer sonst im Waisenhaus hätte so gehandelt?

Budo drehte Adogen herum, hielt aber den Kragen seines Hemdes fest, damit er nicht doch noch weglaufen konnte. »Habt ihr nicht etwas vergessen?«

»Adogen!«, rief Kene im tadelnden Ton. »Hast du dir etwa deine Pfoten nicht gewaschen?!«

»Halt die Schnauze, Witzbold«, blaffte Budo.

»Wie hast du mich genannt?!« Narem hielt Kene fest. Wie Adogen war auch er die Stimmungsschwankungen ihres Freundes gewohnt. Von einem Augenblick zum andern konnte Kene vom scherzenden Kumpel zum rasenden Schläger werden und umgekehrt.

»Was willst du, Budo?«, seufzte Adogen.

»Stell dich nicht dümmer als du bist. Ich will meinen Anteil, wie immer.« In der Hand hielt er einen alten Beutel, in dem, wie Adogen wusste, einige Brotkanten waren. Die vorigen Besitzer drückten sich

#### 04. Ianello 2Ä1996

auf der anderen Straßenseite herum, als würden sie allein von der Nähe zum Essen doch noch satt.

Budo hatte das Waisenhaus vor etwa drei Jahren verlassen müssen. Das Waisenhaus war nur für Kinder und er war zu alt geworden. Aber wie die meisten, die auf diese Art gingen, wusste Budo nichts mit seinem Leben anzufangen. Die Waisenhäuser Ler-Aras' waren keine Schulen, sie bereiteten die Kinder nicht auf das Leben vor, besorgten ihnen keine Arbeit oder dergleichen. Es waren nur große Häuser, in denen sie nachts schliefen, damit sie nicht in den Straßen herumlungerten oder Verbrechen begingen. Wer stahl oder sogar irgendwo einbrach, wurde von den Guten Frauen hart bestraft. Das verhinderte aber nicht, dass viele Kinder *nach* ihrer Zeit hier zu Verbrechern wurden.

»Was für einen Anteil?«, gab Adogen zurück. »Wenn du essen willst, such dir eine Arbeit.«

Budos Griff um seinen Kragen wurde fester. »Was fällt dir ein, so mit mir zu reden, Bursche?!«

»Bursche? Wo hast du denn dieses Wort aufgeschnappt?«

»Hör zu«, mischte sich Narem mit ruhiger Stimme ein. »Du siehst doch, dass wir nichts mehr haben.«

»Du hältst dich da raus, Muttersöhnchen!«, blaffte Budo. Adogen sah den Blick der anderen Kinder. »Muttersöhnchen« war unter ihnen kein böses Wort, weil es jemanden als verweicht oder weinerlich darstellte. Es bedeutete, dass er im Gegensatz zu den meisten hier seine Mutter kannte. Und damit gehörte er nicht zu ihnen, nicht wirklich.

»Lass ihn da raus, Budo. Du redest doch mit mir, oder?« Er täsichelte die Hand an seinem Kragen.

»Ich lasse raus, wen ich will.«

»Das glaube ich.« Kene wedelte mit der Hand vor seinem Gesicht, als wollte er einen üblen Geruch vertreiben.

Kurz war Budo verwirrt, dann schüttelte er Adogen erneut. »Also, was ist jetzt?«

»Das frage ich dich. Unser Brot ist weg.« Er breitete die leeren Hände aus.

»Ja, weil ihr es gegessen habt!«

»Genau so läuft das.«

»Schnauze, Kene! Ihr wisst, dass ihr mir meinen Anteil bringen müsst.«

»Nee, nie gehört.«

»Du sollst die Schnauze halten!«

»Ich hau dem Kerl jetzt eins aufs Maul!«, tobte Kene, der jäh von einem Wutanfall gepackt wurde.

»Das wirst du nicht!« Adogen sprach mit seiner ›Heerführerstimme‹, die ihn sogar dann zurückhielt, wenn sie wie jetzt drei Schritte auseinander standen. »Budo, das Essen ist weg. Wenn du nicht auf Gekotztes stehst, können wir dir nicht weiterhelfen.«

Er sah, wie es hinter der Stirn des anderen arbeitete. Dann blickte Budo zu den anderen Kindern und war offensichtlich der Meinung, dass ihm Einsicht als Schwäche ausgelegt werden könnte. Und Schwäche war etwas, das sich niemand in den Straßen Ler-Aras' leisten konnte.

»Dann her mit euren Freundlichkeiten!« Er schüttelte Adogen, um seine Worte zu unterstreichen.

»Wir sind gerade erst hier raus gekommen. Wo sollen wir in den letzten zwei Schritten Freundlichkeiten herbekommen haben?«

Wieder zögerte Budo, gefolgt von einem Schüttler. »Keine Ausreden!«

Adogen verdrehte die Augen. »Also, ich habe jetzt genug davon. Lies es von meinen Lippen ab: Du bekommst einen Scheiß von uns.«

Der andere blinzelte, als hätte ihn ein Schlag getroffen. »Was hast du gerade gesagt?«

Adogen verzog das Gesicht, seine Augenlider flatterten und er zog die Nase hoch. Budo starrte ihn verwundert an, dann ließ Adogen einen lauten, wenn auch unechten Nieser vernehmen. Budo erschrak und zuckte zurück – wobei er geradewegs über das Bein stolperte, das Narem hinter ihm ausgestreckt hatte. Adogens Gerede und Kenes Ausbruch hatten den Schläger derart abgelenkt, dass ihr Freund sich un bemerkt um ihn hatte herumschleichen können. Jetzt fiel Budo mit einem dümmlichen Gesichtsausdruck auf seinen Hintern. Aber noch ehe er das Kopfsteinpflaster berührte, suchten Adogen, Kene und Narem das Weite. So schnell sie konnten, rannten sie die Straße hinunter und um die nächsten drei, vier Ecken. Erst, als sie sicher waren, dass sie nicht verfolgt wurden, verlangsamten sie ihren Schritt.

»So ein Idiot«, meinte Kene.

»Wäre er ein Gelehrter, würde er nicht immer noch jeden Morgen vor dem Waisenhaus darauf warten, uns unser Essen zu klauen.« Es war nun wirklich kein Geniestreich, sein Essen schnell drinnen herunterzuschlingen.

Die drei folgten den Straßen, die zunehmend belebter wurden, je näher sie dem Stadtzentrum kamen. Ler-Aras' Hauptader war die große Straße, die vom südlichen Tor bis zum Hafen führte und dabei einige Märkte miteinander verband. Abseits davon wurden die Straßen verwinkelter und die Häuser kleiner und ärmlicher, je weiter man sich entfernte. Das ärmste Viertel lag im Westen, nahe dem Tor, das zu einer alten Festung außerhalb der Stadt führte.

»Also der Wochenmarkt?«, griff Narem ihr ursprüngliches Gespräch wieder auf.

»Also der Wochenmarkt«, nickte Adogen.

Es war eine andere Welt. Die Frauen und Männern in ihren feinen Gewändern, der Schmuck an ihren Fingern und Hälsen, die Düfte ... Adogen bestaunte jeden Tag aufs neue die aufwendigen Frisuren der Frauen, wobei schon die Tatsache, dass so viele Leute hier frisch gewaschen waren, ihn ein wenig eifersüchtig machte. Und dann erst die Waren, die auf dem Markt angeboten wurden! Früchte in verschiedenen Farben, Gewürzpulver, Weine und Schnaps in dunklen Flaschen. Dazu kamen Stände mit Kleidungsstücken, Muschelschmuck und irgendwelchem nutzlosen Tand. Nutzlos, aber schön. Ganz zu schweigen von den Ständen der Spielzeugmacher.

In Ler-Aras gab es viele Märkte. Die meisten waren nach Waren geordnet, so gab es spezielle Märkte für Fisch, für Backwaren und für Weizen und Gerste, die die Händler aus dem Landesinneren hierher brachten. Der Wochenmarkt war dagegen bunt gemischt, ein Fest für alle Sinne, und er erstreckte sich über mehrere Plätze und die sie verbindenden Straßen.

»Schon ordentlich was los hier«, bemerkte Kene und meinte damit nicht nur die Besucher des Marktes, die von Stand zu Stand schlenderten. An den Straßenrändern saßen schon etliche Bettler, vor sich kleine Holzschälchen oder Metallkrüge. Manchen fehlten Gliedmaßen, andere saßen einfach nur schmutzig und stinkend zusammengesunken da, als würden sie schlafen. Auch Kinder waren unter ihnen, aus anderen Waisenhäusern und aus ihrem eigenen.

»Man müsste sich zusammenschließen und sie vertreiben«, meinte Kene und warf einem braunhaarigen Jungen aus einem Waisenhaus am anderen Ende der Stadt einen finsternen Blick zu. Der Bursche zupfte gerade wenig erfolgreich an dem Kleid einer jungen Frau, vermutlich einer Dienerin eines reichen Handwerkers, die auf dem Markt Einkäufe machte.

»Wir sollten uns aufteilen.« Adogen übergang den Einwand seines Freundes. Schon mehrmals hatten einige Kinder in Waisenhäusern versucht, sich zusammenzuschließen. Aber diese Bündnisse hielten nie lange. Irgendwer versuchte früher oder später immer, die anderen übers Ohr zu hauen. Dreiergruppen wie ihre waren das einzige, das funktionierte. »Wenn wir uns aufteilen, können wir eine größere Fläche abdecken. Einverstanden?« Die anderen nickten und jeder ging in eine andere Richtung davon.

Adogen nutzte den Weg, um die Stimmung des Marktes auszuloten. Denn jeder Markt war anders. An manchen Tagen waren die Leute freundlich und spendabel, an anderen hielten sie die Hände auf ihren Geldbeuteln. Manchmal waren sie misstrauisch gegenüber Bettlern – selbst gegenüber Kindern – und manchmal sehr mitleidvoll. Er wusste nicht, was diese Stimmungen bestimmte, aber es war, als wäre Ler-Aras als Ganzes ein lebendes Wesen, das mal besser und mal schlechter gelaunt war. Und je nach Laune brauchte es eine andere Masche, um an Freundlichkeiten zu kommen.

Mit einigen schnellen Handbewegungen klopfte Adogen sich den größten Dreck aus der Kleidung, dann mischte er sich unter die anderen Menschen. Er schlenderte von Stand zu Stand, als wollte er selbst einkaufen. Irgendwann begann er, die Früchte möglichst schmachmend anzustarren. Er gab leise Geräusche von sich, ein sehnsüchtiges Schnaufen, einen kleinen Ton, wie ihn ein klagender Hund machte. Oft half das, dass ein Händler ihm einen Apfel zusteckte oder ein Stück Brot. Aber heute nicht. Er bekam nicht einmal etwas, nur damit er fortging!

Also versuchte er eine andere Masche: Mit großen Augen sah er zu den Erwachsenen auf. Dabei bemühte er sich, möglichst nicht zu blinzeln, sodass ein feuchter Schimmer in seine Augen trat. Aber die Leute wandten sich nur ab und gingen weiter.

»Wie soll man so sein Geld verdienen?«, murrte er. Kurz war er versucht, nach dem Geldbeutel eines Fettsacks zu greifen, der sich an ihm vorbeisob. Aber er hielt sich zurück. Nicht, dass er sich einen kleinen Taschendiebstahl nicht zutrauen würde! Aber wenn man ihn erwischte, gab das gewaltigen Ärger. Die Leute würden die Wache rufen und die würde herausbekommen, zu welchem Waisenhaus er gehörte. Und auch wenn betteln von den Guten Frauen gewollt war, Diebstahl wurde hart bestraft. Das Risiko wollte er nicht eingehen.

Ein paar Schritte weiter die Straße runter erregte ein lautes Geräusch

seine Aufmerksamkeit. Es war schon einige Zeit vergangen und die Märkte Ler-Aras füllten sich immer mehr mit den verschiedensten Menschen. Von Handwerkern und einfachen Bürgern bis hin zu edel gekleideten Männern und Frauen zwängten sich alle möglichen Leute zwischen den Ständen die Straßen entlang. Mitglieder der Stadtwache gingen allein, zu zweit oder zu dritt in die eine oder andere Richtung und suchten nach Dieben, betrügerischen Händlern und anderen Kriminellen. Stimmen redeten durcheinander wie das verwirrende Rauschen der Wellen unten am Hafen, immer wieder übertönten Marktschreier das Gemurmel. Doch dieser Ton übertönte noch den Lärm der Stadt und sogar das Schreien der Möwen. Adogens Herz machte einen Sprung und er kämpfte sich mit seinen Ellenbogen durch die Erwachsenen hin zu dessen Ursprung. Das laute Flöten wurde jetzt von einem Klackern und Schnalzen unterbrochen und Lauten, die fast wie ein Quietschen klangen.

Je näher er kam, umso lauter wurden die Geräusche und jetzt hörte er auch noch andere Töne. Ähnliche, aber eben nicht ganz gleiche. Er grub sich förmlich durch die Körper, die sich um den Marktstand drängten. Jemand gab ihm einen tadelnden Klaps auf den Hinterkopf, aber Adogen spürte so etwas schon gar nicht mehr. Dann, endlich, stand er in der ersten Reihe.

Vor ihm stand ein Mann mit brauner Haut und bunten Gewändern hinter einem hölzernen Marktstand, der mit Tüchern in Blau- und Grüntönen ausgelegt war. Die gleichen Tücher hingen auch von oben herab und an den Seiten, fast wie Vorhänge. Aber heller noch als diese Farben leuchteten die in den Käfigen.

Adogen staunte und betrachtete mit großen Augen die bunten Vögel, die in ihren kleinen Holzkäfigen hin und her sprangen. Einige waren ganz klein, wie Sperlinge, andere größer als selbst die fettesten Tauben. Sie hatten gebogene Schnäbel, als hätten sie einen Schlag auf die Nase bekommen, oder ganz dicke und lange, die fast wie Messerklingen aussahen. Aber diese Farben! Adogen stand der Mund offen. Manchmal sah er Früchte aus Salaam, einem Land weit im Süden, hier auf dem Markt. Auch die waren rot, grün, gelb und orange. Aber diese Vögel übertrafen sie noch in ihrer Farbvielfalt.

Ein großer Vogel mit dunklem, fast schon langweiligem Gefieder hockte seelenruhig auf der Stange in seinem Käfig und beobachtete die Menschen mit wachsamem Blick. So dunkel sein Gefieder war, so bunt war dagegen sein langer Schnabel.



Einer der Vögel machte einen lauten Ruf, als wollte er die Aufmerksamkeit der Leute auf sich lenken. Adogen ging ganz nah an den Käfig heran, in dem ein kleiner Vogel mit weißer Brust und orangerotem Kopf saß. Oder besser: er hing. Denn dieser Vogel packte mit seinen Krallen das feinmaschige Gitter seines Käfigs und kletterte daran rauf und runter. Seine schwarzen Augen fanden Adogens und für einen Moment schien es, als würde der Vogel etwas in ihnen erkennen. Er legte den Kopf schief und blieb einen Augenblick ruhig, nur um kurz darauf wieder in eifriges flöten und keckern auszubrechen. Adogen war wie gebannt von diesem Anblick, als ihn ein Stoß in den Rücken traf. Er stolperte und wäre fast gegen die Käfige gefallen. Hinter ihm drängelte sich ein hellhaariges Mädchen vorbei, der ärmlichen Kleidung nach zu urteilen musste sie aus einem anderen Waisenhaus stammen. Jedenfalls kannte Adogen sie nicht.

»He!«, beschwerte er sich, aber schon war sie in der Menge verschwunden. Auch die Erwachsenen drängelten, einige verhandelten mit dem Händler, andere bestaunten wie Adogen dessen Ware.

Der Mann, der selbst wie einer seiner Vögel aussah, bemerkte den Waisenjungen und gab ihm einen Schubser gegen die Schulter. »Verschwinde, Bengel. Hier gibt es nichts für dich. Weg, weg!« Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte er ein Tier verscheuchen, wandte sich aber schon wieder ab und einer möglichen Kundin zu, die hinter Adogen stand. Die Frau mit der kompliziert hochgesteckten Frisur drängte sich nach vorn und schob Adogen dabei achtlos weg. Noch ehe er sich versah, stand er außerhalb der Menschenmenge, die sich jetzt wie eine Mauer vor ihm auftrat.

Einige Augenblicke blieb er noch missmutig stehen, dann wandte er sich ab und trottete weiter den Markt entlang. Irgendwann verlor er die Lust daran, weiter irgendwelche Dinge zu betrachten, die er sich doch niemals würde leisten können. Er hockte sich an den Rand der Straße, wo die Holzstände weniger wurden und ansässige Händler ihre Ware stattdessen durch die Fenster ihrer Läden verkauften. Hier blieb Adogen, breitete die zu einer Schale geformten Hände aus und sprach hin und wieder eine Frau oder einen Mann im Vorbeigehen an. Er fragte nicht nach Geld, denn er hatte schon vor langer Zeit gemerkt, dass viele Leute das nicht mochten. Stattdessen bettelte er um Essen oder einen Mantel oder warme Socken. Natürlich bekam er dann trotzdem Münzen, wenn jemand Gütiges vorbei kam. In Gedanken aber war er noch immer bei dem Vogel in dem Käfig. Sie waren einander irgendwie ähnlich, oder? Gefangene, der Gnade reicherer Menschen ausgeliefert,

#### 04. Ianello 2Ä1996

um etwas zu Essen zu bekommen. Und jeder dort draußen war reicher als sie. Und warum? Was hatten sie beide falsch gemacht, dass sie dieses Leben führen mussten?

Adogen war so in seinen finsternen Gedanken versunken, dass er gar nicht merkte, wie sich die Münzen in seiner Hand sammelten. Erst, als ihn etwas an der Schulter berührte, schreckte er auf. Es war das blonde Mädchen, das sich so nah neben ihn setzte, dass ihre Schulter seine streifte.

»Darf ich mich neben dich setzen?«, fragte sie, ohne ihn direkt anzusehen. Ihr Haar war strähnig und hing ihr teilweise vor dem Gesicht.

»Nein, geh weg«, murzte Adogen. Er bemerkte, dass seine Augen feucht waren. Aber nur wegen der kalten Luft, die in seinen Augen brannte, ganz sicher nicht wegen der finsternen Gedanken! Er wischte sich mit dem Ärmel über das Gesicht, damit das Mädchen nicht dachte, er würde heulen. Aber damit rieb er sich nur etwas Schmutz ins Auge.

»Bitte«, sagte sie leise. »Nur ein bisschen. Es ist kalt. Und das hier scheint ein guter Platz zu sein.«

Er blinzelte in die verschwommene Welt hinaus. »Wieso ein guter Platz? Dieser Platz ist so gut wie jeder andere.«

»Aber so viel habe ich schon lange nicht mehr bekommen. Ich glaube, noch nie.« Sie nickte auf seine noch immer ausgestreckte Hand, in der sich eine Menge Achter befanden. Adogen hatte das Geld gar nicht bemerkt, es mussten fast zwei Therin sein! Eilig schloss er die Finger, damit sie ihm keiner stehlen konnte.

»Bestimmt, weil du so traurig aussiehst.«

»Ich sehe nicht traurig aus!«

»Doch, tust du.«

# *Gefällt dir, was du liest?*

Dann zeig es!

Skrypteum lebt nicht von Euros und Dollars,  
sondern von Sternen und Daumen.

Rezensionen, Empfehlungen und  
Bewertungen sind unser größter Lohn!

In den Sozialen Medien  
oder ganz altmodisch von Mund zu Mund.

*Lass deine Stimme hören!*

---

## *Noch immer nicht genug?*

Neuankündigungen, interessante Hintergründe  
und alle Infos zu den Nebelpfad-Chroniken und  
dem PyroVerse direkt vom ›Herrn der Welten‹  
gibt es unter

[www.kristoferhellmann.de](http://www.kristoferhellmann.de)